

Le jeune Karl Marx : Raoul Peck

Autor(en): **Volk, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **59 (2017)**

Heft 362

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-863211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und plötzlich leuchtet Baldwins Logik auf bestechende Weise ein: Wenn der Neger nur eine «weisse» Idee ist, dann ist auch der damit verbundene Rassismus nicht mehr das Problem der Schwarzen, sondern das der Weissen. «Die Frage, die ihr Weissen euch stellen müsst, ist, warum ihr den Neger überhaupt nötig habt. Ich bin kein Neger, ich bin ein Mensch. Nur ihr denkt, ich sei ein Neger. Das bedeutet, dass ihr diese Vorstellung braucht. Ihr müsst herausfinden, warum. Davon hängt die Zukunft dieses Landes ab.» Der Rassismus ist also nicht das Problem, sondern nur das – allerdings katastrophale – Symptom von etwas, das sehr viel tiefer liegt, das mit Angst und Vorurteilen zu tun hat und der fehlenden Bereitschaft, sein Gegenüber kennenzulernen. Daher gibt es für den Menschenfreund Baldwin – der er trotz allem ist – letzten Endes nur ein Mittel. Die Augen öffnen und wahrnehmen, was mich mit meinem Nachbarn verbindet (anstatt mich darauf zu versteifen, was ihn von mir unterscheidet): das Menschsein. Wem das zu sozialkitschig klingt, sollte sich fragen, warum heute in den USA Zehntausende dagegen protestieren, dass sich seit der Bürgerrechtsbewegung längst nicht genug geändert hat. Die Gründe dafür blicken auf eine grauenvolle Geschichte zurück. Und sie haben nicht das Geringste mit Sozialkitsch zu tun. Philipp Brunner

→ Regie: Raoul Peck; Buch: Raoul Peck, nach einem Text von James Baldwin; Schnitt: Alexandra Strauss; Kamera: Henry Adebajo, Bill Ross, Turner Ross; Musik: Alexei Aigui. Sprecher: Samuel L. Jackson. Produktion: Velvet Film, Artémis, Close Up. USA, Frankreich, Belgien, Schweiz 2016. Dauer: 93 Min. CH-Verleih: Sisters Distribution; D-Verleih: Salzgeber Medien

Le jeune Karl Marx



Marx und seine Theorien sind wieder aktuell. Dass ihm Raoul Peck ein Porträt widmet, erstaunt nicht. Doch dass er dabei Revoluzzerpathos mit behäbiger deutscher Literaturverfilmungsaura mischt, überrascht.

Raoul Peck

Dieser Marx war schon eine coole Socke. Erst setzt er beim gemeinsamen Saufgelage Friedrich Engels schachmatt. Hinterher kotzt er jene These in den Rinnstein, die bis heute in goldenen Lettern über der Treppe der Berliner Humboldt-Universität prangt, nachdem sie auf Anordnung der SED 1953 dort angebracht wurde: «Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.»

Auch vielen Filmemachern, so scheint es, genügt es heute nicht mehr, Geschichten «nur» zu erzählen. Viel lieber möchten sie Geschichte schreiben. Lange allerdings muss man sich in *Le jeune Karl Marx* fragen, was Raoul Peck mit seiner filmischen Festschrift, die Marx als ein Jahrhundert-Kraftgenie hofiert, eigentlich bezweckt, ehe man mit dem Abspann endlich eine Ahnung davon erhält. Bob Dylan bringt im Off den Stein ins Rollen, während in Archivbildern ein Bogen von Marx über Che Guevara und Nelson Mandela bis zu heutigen Globalisierungskritikern gespannt wird. Der Film will uns also wohl zeigen, wie aktuell Marx und seine kapitalismuskritischen Thesen noch immer sind.

Was dabei aber herauskommt, ist ein anachronistisches Kuddelmuddel aus biederem Historien-drama und plakativ anbietender Propaganda. Dass am Ende suggeriert wird, Marx und Engels hätten mit ihrem «Manifest der Kommunistischen Partei» quasi im Alleingang die deutsche 1848er-Revolution ausgelöst und zugleich den Samen für alle sozialen Bewegungen gelegt, die da weltweit noch so folgten, als habe es französische und amerikanische Revolutionen gar nie gegeben, passt zu diesem Scheuklappenheroismus. Aber auch sonst zeigt sich der Streifen auf enttäuschende Weise von einem Zeitgeist durchtränkt, der vor die Wahl zwischen «Polarisieren» und «Differenzieren» gestellt, sich stets fürs «Polarisieren» entscheidet.

In einem Biopic wie *Le jeune Karl Marx*, das die inhaltlichen, philosophischen und politischen Debatten, Streitschriften und Theorien fast zwangsläufig auf Stichwortniveau herunterkochen muss, äussert sich das vor allem in der klischeehaften Figurenzeichnung. Der Bourgeois ist wie Engels' Vater, der in Manchester eine Spinnerei betreibt, ein kaltherzig berechnender Unterdrücker. Mies und fies durch und durch. Die Gegenspieler erscheinen im Vergleich zum konzise, dialektisch denkenden Materialisten Marx allesamt als intellektuelle Leichtgewichte. Der sentimentale, selbstverliebte deutsche Schneider Wilhelm Weitling, den Marx und Engels mitsamt seinen Anhängern aus dem «Bund der Gerechten» drängen, um diesen in den «Bund der Kommunisten» umzutauften. Der kaum weniger narzisstische französische Anarchist Pierre-Joseph Proudhon, den Marx im Film – anders als in Wirklichkeit – mit einer vernichtenden Replik kurzerhand von der historischen Bildfläche schreibt. Sie alle stolzieren und huschen und poltern als Karikaturen durch den Film. Eindeutig nicht ernst zu nehmen. Ebenbürtig sind sich in ihrer unvergleichlichen Männerfreundschaft einzig Marx und Engels, die sich mit süffisantem Lächeln (Marx) und grimmigem Blick (Engels) über ihre Gegner verächtlich machen. Es ist ein unsäglich viriles, stürmisch-drängerisches Duett,



Le jeune Karl Marx Regie: Raoul Peck

das untermalt von folkloristischen Flötenklängen auch mal in einer irritierend komödiantisch montierten Verfolgungsjagd die Polizei zum Narren hält. Im Beisein und Beischlaf mit ihren immerhin selbstbewusst und charismatisch gezeichneten Randfigurenfrauen erweisen sich diese zwei Mordskerle dann als zutiefst romantische Naturen.

Was aber fast noch mehr stört als eine solch simple Schwarzweisskonfiguration, ist, dass Engels und vor allem Marx völlig aus der Zeit gefallen wirken. *August Diehl* schlappt durch die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wie ein zottelbärtiger Hipster, der sich aus Jux einen hohen Hut aufgesetzt hat. Schrecklich lässig und cool-rebellisch schlägt er seine Zelte erst in Paris und dann in Brüssel auf; zwei Städte, die in der sepia-dumpfen Studiokulissenoptik der deutsch-französisch-belgischen Koproduktion nur mit Mühe auseinanderzuhalten sind. Marx' Familienalltag streift der Film dabei ebenso oberflächlich wie seinen politisch-philosophischen Werdegang. Stets fehlt es an Geld, steckt Marx den Kopf in Bücher, kommt er am Ende doch irgendwie über die Runden; auch dank Engels' Unterstützung. Als Lebemann, als Ehemann, als Vater und auch als radikaler Denker liefert Marx in diesem Biopic immer nur die passende Pose.

Auf besonders unglückselige Weise paart sich dieses halbseidene Revoluzzerpathos mit einer behäbigen deutschen Literaturverfilmungsaura. Es ist kaum zu glauben, dass ein international renommierter Regisseur wie Raoul Peck, der mit seinem letzten Spielfilm *Meurtre à Pacot* ein wunderbar vielschichtiges, facettenreich pulsierendes Drama inszenierte, einen derart steifen und provinziell-verstaubten Look aus der cineastischen Mottenkiste zieht.

Nur in den allerersten Minuten deutet *Le jeune Karl Marx* ein Potenzial an, das über engstirniges Fernsehspielbetulichkeitsniveau hinausreicht. Erbärmlich verarmte, proletarische Kreaturen sammeln Holz im Wald, als plötzlich berittene Uniformierte heranpreschen, brutal auf die Männer, Frauen und Kinder eindreschen und einige der Ärmsten zu Tode prügeln. Aus dem Off hört man dazu Karl Marx, der diese jähe Kriminalisierung des Gewohnheitsrechts im dialektischen Duktus kommentiert: «Das Volk sieht die Strafe, aber es sieht nicht das Verbrechen, und weil es die Strafe sieht, wo kein Verbrechen ist, wird es schon darum kein Verbrechen sehen, wo die Strafe ist.» Es ist die einzige Stelle im gesamten Film, an der sozialhistorische Wirklichkeit und scharfsichtige Analyse eine Einheit bilden. Eine Synthese, die emotional aufwühlt und zum Nachdenken anregt. Danach verflüchtigt sich all das wieder. Auf der grossen Leinwand sieht der bemüht auf jung, im Sinne von modern, getrimmte Karl Marx dann nur noch fürchterlich altbacken aus.

Stefan Volk

→ Regie: Raoul Peck; Buch: Pascal Bonitzer, Raoul Peck; Kamera: Kolja Brandt; Schnitt: Frédérique Broos; Ausstattung: Benoît Barouh, Christophe Couzon; Kostüme: Paule Mangenot; Musik: Alexei Aigui. Darsteller (Rolle): August Diehl (Karl Marx), Stefan Konarske (Friedrich Engels), Vicky Krieps (Jenny Marx), Olivier Gourmet (Pierre Proudhon), Hannah Steele (Mary Burns). Produktion: Agat Films, Velvet Film. F, D, B 2016. Dauer: 118 Min. CH-Verleih: Agora Films; D-Verleih: Neue Visionen

Victoria von Justine Triet



Zwei Filme, die je um eine mit sich selbst beschäftigte Figur kreisen. Mal gelungen, mal weniger. Eine vergleichende Doppelkritik.

Vincent von Christophe Van Rompaey

Auf den ersten Blick haben *Victoria* von Justine Triet und *Vincent* von Christophe Van Rompaey wenig gemeinsam. In *Victoria* muss eine Pariser Strafverteidigerin, alleinerziehende Mutter zweier Kinder, zwischen ihrem Liebes- und Berufsleben die richtige Balance finden; *Vincent* dreht sich um einen depressiven belgischen Jugendlichen, der als militanter Öko-Aktivist seine Familie in arge Schwierigkeiten bringt. *Victoria* ist ein Autorenfilm, der sich bei Woody Allen, John Cassavetes und François Truffaut bedient und die Thematik von Justine Triets erstem Langfilm, *La bataille de Solférino*, fortsetzt: eine labile Frauenfigur im Kampf gegen das Chaos, in das sie und die Männer um sie herum ihr Leben verwandeln. *Vincent* hingegen präsentiert nicht Chaos und Komplexität, sondern Eigenschaften: einen Reigen aus «durchgeknallten, aber insgeheim liebenswerten» Figuren, sodass für jeden Zuschauer etwas Schönes dabei ist.

Dennoch haben beide Filme etwas gemeinsam: Sie tragen die Namen ihrer Hauptfiguren im Titel, Namen von Personen aus dem bürgerlichen Milieu, die nicht aufhören, um sich selbst zu kreisen. Und beide Filme zeigen, wie sich das heutige bürgerliche Kino politisch desengagiert. Aber auf zwei verschiedene Weisen.

In *Vincent* wird die Politik explizit thematisiert. Vincent ist Umweltaktivist, vegan, Tierrechtler, gegen die Ausbeutung der Welt durch grosse Konzerne. Nun ist der junge Mann aber hauptsächlich ein Tyrann, der seine Familie permanent moralisch massregelt. Vor